



Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Er galt für ein mauvais-sujet, dabei aber „für den besten Menschen von der Welt.“ Seine Tante hatte mehrmals versucht, ihn aus der Lebensweise herauszureißen, die er führte, aber der Reiz derselben war immer mächtiger gewesen, als der gute Rath der Tante. Max war etwa zwei Jahre älter, als die Frau von Piennes; sie hatten einander schon als Kinder gekannt, und er schien sie zu lieben, ehe sie sich verheirathete. Sie hätte ihn wohl auch geheirathet und ihn vielleicht zu einem guten Ehemanne gemacht; aber man erfuhr so viele Streiche von dem jungen Manne, daß die Aeltern Elifens von der Verbindung mit ihm nichts wissen wollten. Auch bewarb sich um diese Zeit der Herr von Piennes um ihre Hand, und er erhielt dieselbe, da er reich und von guter Familie war, auch den Vorzug besaß, daß er sich neun Monate des Jahres allein auf seinen Gütern aufzuhalten pflegte.

Die Frau von Piennes beendigte ihre Toilette bald und eilte dann in den Salon, wo Max von Saligny sie erwartete. Vor der Thür des Zimmers hörte sie ihn auf dem Piano spielen und mit angenehmer Stimme die neapolitanische Barcarole dazu singen:

Addio Teresa,
Teresa, addio!
Al mio ritorno
Ti sposero.

Sie öffnete die Thür, unterbrach den Sänger und reichte ihm die Hand.

„Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen, armer Max! — Ich habe es sehr bedauert, daß ich nicht nach Rom kommen konnte, als Ihre gute Tante dort erkrankte. Ich weiß aber, wie liebevoll Sie die Kranke gepflegt haben, und danke Ihnen für das letzte Andenken von ihr, das Sie mir sandten. Ach, daß sie so fern von der Heimath sterben mußte!“

„Meine Tante,“ entgegnete Max endlich, „sagte während ihrer Krankheit häufig zu mir: „Wann ich nicht mehr bin, bleibt doch die Frau von Piennes, die Dich ausschelten kann. Sorge dafür, daß sie dies nicht zu oft zu thun nöthig hat.“

„Ich hoffe, jetzt eine Sinecure zu haben. Sie sollen ja, wie man mir sagt, sich ganz geändert und gebessert haben.“

„Ich habe allerdings meiner armen Tante versprochen, anders zu werden.“

„Und Sie halten Wort?“

„Ich gebe mir Mühe. Unterwegs ist es freilich leichter, als in Paris. Ich bin erst seit einigen Stunden hier und habe bereits zwei Versuchungen widerstanden. Auf dem Wege zu Ihnen begegnete ich einem ehemaligen Freunde, der mich einlud, mit ihm und einer Anzahl lustiger Brüder zu Mittag zu essen und — ich hatte den Muth, die Einladung auszuschlagen.“

„Sie thaten wohl daran.“

„Vielleicht; aber darf ich es gestehen? Ich that es nur, weil ich hoffte, von Ihnen eingeladen zu werden.“

„Das ist Schade. Ich speise heute nicht zu Hause; aber morgen . . .“

„So kann ich auch nicht mehr für mich stehen, und Sie sind für die Mahlzeit verantwortlich, die ich halten werde.“

„Max, die Hauptsache ist ein guter Anfang. Gehen Sie nicht zu jenem Diner Ihrer ehemaligen Freunde. Ich speise bei der Madame Darsenay; kommen Sie Abends dahin; wir plaudern mit einander.“

„Madame Darsenay ist eine langweilige Frau; sie wird mir hundert Fragen vorlegen, und so wie ich mich kenne, werde ich vielleicht ungehörig antworten. Uebrigens hat sie eine lange dürre Tochter, die vielleicht noch nicht verheirathet ist.“

„Sie ist ein allerliebstes Mädchen, und Sie thun Unrecht, so von ihr zu sprechen.“

„Wohl, aber würde es nicht aussehen, als strebe ich zu eifrig nach ihrer Bekanntschaft, wenn ich mich schon in ihrem Hause einfände, da ich doch heute erst angekommen bin?“

„Nun, wie Sie wollen, aber, Max, als Freundin Ihrer Tante habe ich das Recht, offen mit Ihnen zu sprechen: meiden Sie Ihre sonstigen Bekanntschaften. Die Zeit hat natürlich viele Verbindungen zerrissen, die Ihrer nicht würdig waren; knüpfen Sie dieselben nicht wieder an. . . In Ihrem. . . in unserem Alter muß man verständig sein. . . Doch lassen wir das Predigen und Rathgeben und erzählen Sie mir, was Sie gethan haben, seit wir uns nicht sahen. Ich weiß nichts weiter, als daß Sie in Deutschland und Italien waren. Zwei Mal haben Sie mir geschrieben, nicht mehr, und durch zwei Briefe in zwei Jahren kann ich nicht viel erfahren haben. . .“

„Ja, ich bin ein sündhafter Mensch und, ich darf es nicht verschweigen, ein sehr fauler . . . Wohl zwanzig Briefe an Sie habe ich angefangen; aber was konnte ich Ihnen sagen, das Sie interessirt hätte? Ich bin ein sehr schlechter Brieffschreiber . . . Hätte ich Ihnen allemal geschrieben, wenn ich an Sie dachte, so würde ich in Italien nicht genug Papier gefunden haben.“

„Nun, womit haben Sie sich beschäftigt? Wie verbrachten Sie Ihre Zeit? Mit Brieffschreiben also nicht.“

„Beschäftiget? — Sie wissen, daß ich mich leider eben nicht beschäftige . . . Ich habe gesehen und bin umhergelaufen. Ich wollte malen, aber der Anblick so vieler schöner Gemälde hat mich von meiner unseligen Leidenschaft vollkommen geheilt. Dann hätte der alte Ribby fast einen Alterthümer aus mir gemacht . . . Ich ließ auf seinen Rath einmal Nachgrabungen anstellen, wobei man eine zerbrochene thönerne Pfeife und ich weiß nicht, wie viele alte Scherben fand . . . In Neapel nahm ich Unterricht im Singen, habe es aber auch nicht weiter gebracht.“

„Ihre Musik behagt mir nicht, obgleich Sie eine schöne Stimme haben und gut singen . . . Sie kommen dadurch in Berührung mit Leuten, mit denen Sie nur zu viel umgehen . . .“

„Ich verstehe; aber in Neapel war es, als ich mich dort befand, gar nicht gefährlich . . . Die Prima Donna zeichnete sich durch ihren körperlichen Umfang aus und die Seconda Donna hatte einen Mund und eine Nase, die ein Curiositäten-cabinet geziert haben würden . . . So sind zwei Jahre vergangen, ich weiß nicht wie. Ich habe nichts gethan, nichts gelernt, habe aber zwei Jahre gelebt, ohne es zu bemerken.“

„Ich möchte Sie beschäftigt sehen, denn der Müßiggang wird für Sie gefährlich werden.“

„Um offen zu sein, hat meine Reise doch den Vortheil gehabt, daß ich auch beim Nichtsthun nicht müßig zu sein lernte. Wenn man schöne Dinge sieht, langweilt man sich nicht, und das ist namentlich bei mir von großer Bedeutung, da ich stets der Gefahr ausgesetzt bin, Dummheiten zu begehen, wenn ich mich langweile . . . Ich bin ordentlich geworden und habe selbst einige Arten vergessen, wie man sein Geld los wird. Meine gute Tante hatte meine Schulden bezahlt und ich habe keine wieder gemacht, will auch keine wieder machen. Sie lächeln? Glauben Sie an meine Bekehrung nicht? Verlangen Sie Beweise? Hören Sie mich an . . . Famin, der Freund, der mich einlud, wollte mir sein Pferd verkaufen, ein herrliches Thier; ich hatte Lust, den Handel abzuschließen, aber ich sagte mir bald, daß ich nicht reich genug sei, die 5000 Fres. dafür auszugeben, und ich werde zu Fuß gehen.“

„Vortreflich, Mar; aber wissen Sie, was Sie thun müssen, um auf dem betretenen guten Wege zu bleiben? Sie müssen heirathen.“

„Heirathen? Warum nicht? Aber welche Dame würde mich annehmen? Und dann giebt es auch keine mehr, wie ich sie mir wünsche . . .“

Die Frau von Piennes erröthete ein wenig und er fuhr fort, ohne es zu bemerken:

„Wenn eine Dame mich wählte, wäre es fast ein Grund, daß ich sie nicht nähme.“

„Warum dies? Welche Thorheit!“

„Sagt nicht auch Othello irgendwo! — ich glaube, um sich bei sich selbst wegen seines Argwohnes gegen Desdemona zu rechtfertigen — die Frau, die ihn, den Schwarzen, gewählt habe, müsse einen ganz verdorbenen Geschmack gehabt haben. Kann ich nicht auch sagen: eine Dame, die mich heirathen will, muß sehr barock sein?“

„Sie sind allerdings ein solcher Bruder Lieberlich gewesen, daß man Sie nicht leicht schlimmer schildern kann als Sie sind. Sprechen Sie also immerhin so von sich selbst, viele Leute werden Ihnen auf's Wort glauben . . . Ich bin indessen auch überzeugt, daß, wenn Sie eine Dame liebten, die Ihre Achtung besitzt . . .“

Die Frau von Piennes konnte mit Mühe den Satz zu Ende bringen und Mar, der sie mit höchster Spannung ansah, half ihr nicht, einen passenden Schluß dazu zu finden.

„Sie auch verdienen würden, von ihr geliebt zu werden,“ setzte sie endlich hinzu.

„O, wenn weiter nichts dazu gehörte, geliebt zu werden, als selbst zu lieben! . . . Was Sie da sagen, hält nicht Stich . . . Machen Sie eine muthige Frau für mich aussindig und ich heirathe sie. Wenn sie nicht gar zu häßlich ist, könnte ich mich wohl noch in sie verlieben, da ich doch noch nicht sehr alt bin. Für das Uebrige müßten Sie mir stehen.“

„Woher kommen Sie jetzt?“ unterbrach ihn die Frau von Piennes ernst.

Mar sprach sehr lakonisch von seinen Reisen, aber seine kurzen Bemerkungen verriethen doch, daß er über das Gesehene auch nachgedacht hatte. Nach einiger Zeit empfahl er sich und versprach, Abends bei der Frau von Darsenay zu erscheinen.

Er kam nicht und die Frau von Piennes grollte ihm deshalb ein wenig. Dagegen fand er sich am andern Morgen bei ihr ein, um sich bei ihr zu entschuldigen; er sprach aber mit so unsicherer Stimme und hielt dabei die Augen so auffallend niedergeschlagen, daß die Frau von Piennes leicht errieth, daß er wiederum gesündigt habe. Als er zu Ende gekommen war, drohete sie ihm mit dem Finger.

„Sie glauben mir nicht?“ fragte er.

„Nein; zum Glücke können Sie aber noch nicht lügen. Sie sind nicht ausgeblieben, weil Sie von Ihren Reises Strapazen ausgeruhten . . .“

„Nun ja,“ antwortete Mar lächelnd, „Sie haben Recht . . . Ich habe mit meinen Freunden gespeiset, dann an einem andern Orte mit ihnen Thee getrunken und endlich — gespielt.“

„Und Sie haben natürlich verloren?“

„Nein, ich habe gewonnen.“

„Desto schlimmer . . . Ich hätte es lieber gesehen, wenn

Sie verloren, recht viel verloren hätten. Vielleicht wäre Ihnen da die Lust am Spiel verleidet worden."

Sie bückte sich über ihre Arbeit.

"War große Gesellschaft bei Mad. Darsenay?" fragte Max schüchtern.

"Nein, eine sehr kleine."

"Keine heirathsfähigen Mädchen?"

"Nein."

"Ich rechne noch immer auf Sie. . . Wissen Sie, was Sie mir versprochen haben?"

"Ich habe noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken."

Es lag in dem Tone der Frau von Piennes etwas Gezwungenes, was er an ihr noch nicht kannte. Nach einer ziemlich langen Pause fuhr er recht demüthig fort: "Sie sind unzufrieden mit mir? Warum zürnen Sie mir so sehr wie meine Tante, um mir dann doch zu verzeihen? Soll ich Ihnen versprechen, nie wieder zu spielen?"

"Wenn man etwas verspricht, muß man auch die Kraft in sich fühlen, das Versprechen zu halten."

"Ein Versprechen, das ich Ihnen gebe, halte ich gewiß."

"Nun, so nehme ich es an, Max," sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

"Ich habe elfhundert Francs gewonnen; wollen Sie das Geld für Ihre Armen haben?"

Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann:

"Warum nicht?"

Er zog sein Portefeuille heraus, um Banknoten herauszunehmen. In dem halbgeöffneten Portefeuille glaubte die Frau von Piennes ein weibliches Portrait zu bemerken. Max erröthete, schlug das Portefeuille rasch wieder zu und reichte der Dame das Geld hin.

"Ich möchte wohl das Portefeuille sehen. . . wenn es möglich ist," setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu.

Max stammelte einige unverständliche Worte und bemühte sich, die Aufmerksamkeit der Frau von Piennes abzulenken.

Ihr erster Gedanke war, das Bild im Portefeuille sei das Portrait irgend einer schönen Italienerin, aber die große Verlegenheit des jungen Mannes erregte bald einen andern Verdacht in ihr. Sie hatte früher ihr eignes Portrait der Frau von Aubre gegeben und bildete sich ein, Max habe sich desselben bemächtigt. Das hielt sie für höchst unschicklich. Sie sagte anfangs nichts, aber als Herr von Salligny fortging, bemerkte sie: "Ihre Tante hatte ein Portrait von mir und ich wünsche dasselbe wieder zu erhalten. Suchen Sie es und bringen Sie es mir; Sie werden mir Vergnügen machen."

Den andern Tag hatte Max das Portrait gefunden und brachte es mit ziemlich gleichgiltiger Miene zurück. Er habe, sagte er, die Ähnlichkeit nie groß gefunden. Von diesem Augenblicke an hielt er sich nie lange mehr bei der Frau von Piennes auf, der er zu grob schien. Sie erklärte sich seine Verstimmlung durch sein Streben, seinen bösen Neigungen zu widerstehen.

Etwa vierzehn Tage nach der Ankunft des Herrn von Salligny besuchte die Frau von Piennes ihre Schutzbefohlene, Arsene Guillot, die sie nicht vergessen hatte. Sie fand die Kranke noch niedergeschlagener als gewöhnlich, und erbot sich, ihr etwas vorzulesen. Das arme Mädchen hätte gewiß lieber geplaudert, als eine Vorlesung wie die vorgeschlagene angehört, denn es handelte sich natürlich um ein sehr ernstes Buch, und Arsene hatte bisher nichts als Leihbibliotheken-Romane gelesen. Die Frau von Piennes nahm ein Gebetbuch und las; bei der dritten Seite aber schon geschah, was bei jedem anderen Werke auch geschehen sein würde; es trat das Unvermeidliche ein; Arsene, die in der letzten Nacht nicht geschlafen hatte, schloß die Augen und schlummerte ein. Die Frau von Piennes legte still das Buch hin und da die Wärterin ausgegangen war, mußte sie bleiben bis zur Rückkunft derselben. Sie suchte sich mit irgend etwas zu beschäftigen. In einem kleinen Cabinet neben dem Alcoven stand ein Tisch mit Tinte und Feder; sie setzte sich dahin und schrieb ein Briefchen. Während sie eine Oblate suchte, trat Jemand geräuschvoll in das Zimmer, so daß die Kranke geweckt wurde. "Mein Gott! Was seh' ich?" rief Arsene mit so veränderter Stimme, daß Frau von Piennes darüber erschraf.

"Ich erfahre schöne Dinge! Was soll denn das bedeuten? Sich durch das Fenster hinauszustürzen! Das ist ja unsinnig."

Ich weiß nicht, ob ich die Worte genau berichte; der Sinn aber ist es von dem, was der Eintretende sagte, in dem die Frau von Piennes sogleich Max von Salligny erkannte. Es folgten hierauf einige Ausrufungen Arsene's, dann ein ziemlich hörbarer Kuß. Endlich begann Max wiederum: "Arme Arsene, in welchem Zustande finde ich Dich wieder? Und ich hätte Dich nicht einmal ausfindig gemacht, wenn mir nicht Julie Deine letzte Adresse gegeben hätte. Hast Du ganz den Kopf verloren?"

"Ach, Salligny, wie glücklich bin ich, und wie bereue ich, was ich gethan habe. Du wirst mich nicht mehr hübsch finden, wirst mich nicht mehr mögen. . ."

"Warum hast Du mir aber nicht geschrieben, daß Du Geld brauchtest? Warum verlangtest Du keines von dem Commandanten? Was ist aus Deinem Ruffen geworden?"

Die Frau von Piennes hatte sich Anfangs, als sie die Stimme Maxens hörte, fast so sehr gewundert als Arsene; sie war so überrascht, daß sie sich nicht sogleich zeigen konnte; dann überlegte sie, ob sie sich überhaupt zeigen dürfe. Während sie so zögerte, hörte sie das erwähnte vertrauliche Gespräch und sah ein, daß sie noch mehr hören würde, wenn sie länger verborgen bliebe. Sie erschien deshalb in dem Zimmer mit der ruhigen stolzen Haltung, welche tugendhafte Personen selten verlieren.

"Max," sagte sie, "Sie werden der Kranken schaden; gehen Sie jetzt und kommen Sie nach einer Stunde zu mir."

Max war todtenbleich geworden, als er die Frau von Piennes an einem Orte erscheinen sah, wo er sie am allerwenigsten erwartet hatte. Auch wollte er ihr sogleich gehorchen und ging nach der Thüre zu.

„Du gehst? Du gehst?“ fragte Arsene, indem sie sich mit Anstrengung im Bett aufrichtete.

„Mein Kind,“ sagte die Frau von Piennes, indem sie ihre Hand ergriff, „hören Sie mich an und erinnern Sie sich an das, was Sie mir versprochen haben.“ Dann sah sie Mar, der sich darauf wirklich entfernte, ruhig aber ernst an. Arsene sank auf das Bett zurück und wurde ohnmächtig, als sie ihn fortgehen sah.

Die Wärterin erschien bald und Arsene kam wieder zu sich. Anfangs blickte sie suchend in dem Zimmer umher, dann wendete sie ihre großen schwarzen Augen auf die Frau von Piennes und sagte:

„Er ist Ihr Gatte?“

„Nein,“ antwortete Frau von Piennes, leicht erröthend, aber ohne daß der freundliche Ton ihrer Stimme sich änderte; „Herr von Saligny ist mit mir verwandt.“ — Sie glaubte, sich diese kleine Lüge erlauben zu können, um die Herrschaft zu erklären, die sie über ihn ausübte.

„Dann,“ fuhr Arsene fort, „dann liebt er Sie!“ Und ihre funkelnden Augen ruheten unverwandt auf der Dame.

„Er . . .“ — Ein Blüß leuchtete auf der Stirn der Frau von Piennes; ihre Wangen bedeckten sich einen Augenblick mit hoher Röthe und ihre Stimme erstarb auf ihren Lippen. Bald aber fand sie ihre Heiterkeit wieder. — „Sie irren sich,“ sagte sie in ernstem Tone. „Herr von Saligny sah ein, daß er unrecht that, in Ihnen Erinnerungen zu wecken, welche glücklicher Weise aus Ihrem Gedächtnisse geschwunden waren. Sie hatten vergessen . . .“

„Vergessen!“ rief Arsene mit dem Lächeln eines gefallenen Engels aus.

„Ja, Arsene, Sie haben allen thörichten Ideen einer Zeit entsagt, die nicht wiederkommen wird . . . Ihre sündhafte Verbindung hat ja Ihr Unglück herbeigeführt; bedenken Sie . . .“

„Er liebt Sie nicht?“ unterbrach sie Arsene, ohne auf sie zu hören: „er liebt Sie nicht und verfehlt Sie mit einem Blicke? Ich sah Ihre Augen und die seinigen . . . Ich irre mich nicht . . . Und — es ist Recht so . . . Sie sind schön, jung, reich, ich bin entstellt, verkrüppelt — dem Tode nahe . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen; es stellte sich ein krampfhaftes, so heftiges Schluchzen ein, daß die Wärterin den Arzt holen mußte.

Allmählig trat an die Stelle der Aufregung der Kranken eine große Abspannung, welche die Frau von Piennes für Ruhe hielt. Sie fuhr deshalb in ihren Ermahnungen gegen Arsene fort, die indes auf die schönen Gründe nicht hörte, nach denen sie die himmlische Liebe der irdischen vorziehen sollte. Sie dachte an die Gegenwart, während ihre Gönnerin von der Zukunft und dem Himmel sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur

Am Theetisch. Von Therese. (Braunschweig, Bieweg.)

Dies neueste Buch Theresens (der Frau von Bacharach) soll, wie sie selbst erklärt, am Theetisch, zwischen einer Tasse Thee und einem Besuch gelesen werden, wenn man eben nicht weiß, was man lesen soll. Uns kommt das Buch wie ein literarischer Rippstisch vor; sein bunter Inhalt gleicht den niedlichen Figürchen und Gegenständen, die eine elegante Dame in ihrem Zimmer aufstellt, die man einmal mit Vergnügen betrachtet, die aber eigentlich gar keinen Werth haben. Die Verf. giebt eine Novelle und eine Recension über „Thomas Thyrnau,“ Reisebriefe über Holland und Belgien, über die Schweiz, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Baireuth und Nürnberg, Erinnerungen aus Straßburg, aus Weimar (zu Goethes Zeit), aus Petersburg etc. Alles ist leicht und anspruchslos geschrieben, wie wohl am Theetisch eine geistreiche Frau erzählt, die viel gesehen und erfahren hat. Es lassen sich deshalb auch manche interessante Notizen aus ihren Schilderungen entlehnen, z. B. „Komisch ist die Sitte der Stövchen in Holland. Sobald man ein Haus betritt, so wird einem statt des Fußstoffs ein Feuerfaß untergeschoben. Es ist bei den Holländern zur Höflichkeitsform geworden.“

„Sonderbar ist auch die Sitte, die Geburt eines Kindes durch ein an die Hausthür gehängtes mit Spizen zierlich bezogenes Schild anzukündigen, das meist rosenfarbig ist. Diese seltsamen Geburtsaffichen hingen an vielen Häusern. Ist ein Sohn geboren, so ist das ganze Schild von Spizen, ist es ein Mädchen, so wird ein Stückchen weißes Papier in die Mitte gesteckt.“

„Aus einem Gewinde Zwirn, das 12 Frcs. kostet, machen die kunstfertigen Hände (in Brüssel) für 48,000 Frcs. Spizen.“

„In den weitläufigen Treibhäusern des Kaisers in Petersburg werden jährlich 1500 Klafter Holz verbrannt.“

„Das Wohnzimmer des Kaisers gleicht dem eines Privatmannes, es enthält nur eine Bibliothek, Karten, Mobelle von Kanonen und anderem Kriegsgeräth und ein Feldbett, auf dem nichts als ein Strohsack zu finden ist.“

Auch geistreiche Gedanken sind nicht selten, z. B.: die Heimath ist im Deutschen weiblichen Geschlechts, weil sie so sanft, so liebevoll, ruhe- und schugbietend wie eine Mutter ist, die den Heimkehrenden mit zärtlichen Umarmungen empfängt. Anders ist das Wort: Vaterland. Es gehört dem Manne, es weckt erhabene Gefühle, ruft Thaten hervor, stählt den Muth; es ist wie ein großes Wolkenbild, das alle Augen fesselt und alle Herzen schlagen macht.“